

## Im Angesicht des Unversehrten

*Von Marco Meier*

Der Doktor als Fotograf. Dies allein wäre eine Würdigung wert, ein weites Feld obendrein. Auch die Stadt Luzern hat ihren Fotografen, der sein Leben lang tagtäglich als Arzt mit Menschen zu tun hatte und sich aufgemacht hat, Gesichter seiner näheren Lebenswelt fotografisch festzuhalten. In Bern ist ein eben solcher Fall seit Jahren Legende. Wer ab und an in der Bundeshauptstadt an der Aare zu gesellschaftlichen Anlässen im Allgemeinen oder zu kulturellen Treffen im Besonderen eingeladen wurde und womöglich eine herausragende Persönlichkeit ist oder doch zumindest über eine bemerkenswerte physiognomische Abweichung verfügt, wird irgendwann diskret, aber doch ordentlich insistent von einem kleineren, quirligen älteren Herrn angesprochen worden sein, der ihm in gepflegtem Berndeutsch den Wunsch vortrug, sich doch bitteschön von ihm mit seiner Nikon Spiegelreflexkamera ablichten zu lassen, die er in einer ledernen Armee-Sanitätertasche mit sich zu tragen pflegt. Peter Friedli heißt der rasende Berner Arzt und wunderbar als Fotograf dilettierende Herr im fortgeschrittenen Alter, der in den vergangenen dreissig Jahren so ziemlich jede irgendwie öffentlich bekannte Erscheinung ins Bild holte und darüber auch schon in einer grossen Ausstellung und einer Publikation Rechenschaft ablegte. Er nennt sich selbst einen Maniac, einen Süchtigen nach guten und berühmten Gesichtern. Und wer sich ihm schliesslich willfährig vors Objektiv stellte, wird hat anderntags ganz gewiss in einem gelben Briefumschlag auch schon eine Auswahl Schwarzweiss-Abzüge und die entsprechenden Negative frei Haus geliefert bekommen. Auf die künstlerische Entwicklung der Aufnahmen, in seiner Badewanne notabene, legt Friedli nur bedingt Wert, womöglich kleben einige der Bilder noch zusammen, weil er in der Eile deren vollständige Trocknung nicht abgewartet hat. Hauptsache, das Gesicht war im Kasten. Der Palmarès der erjagten Häupter in Friedlis Sammlung ist schlicht unübertrefflich. Weil er der Vertrauensarzt zahlreicher Bundesräte, Diplomaten, Berner Burger und Künstler war, ist ihm kaum eine Figur des öffentlichen Lebens je entkommen.

Aber wir reden gerade über die falsche Person. Unser hier zu würdigende fotografierende Doktor ist an sich zwar ein gänzlich anderer Fall, als Phänomen aber durchaus auch zum übergreifenden Thema „Der Arzt als Fotograf“ von Interesse. Wir sprechen von Walter Josef Meyer alias Wajo, Internist in Pension, Luzerner par excellence und Mann von ausgewiesener Kultur. Vergleichbar mit dem Berner Friedli hat sich Wajo Meyer, der schon seit seinem 17. Altersjahr fotografiert, in jüngster Zeit mit spezieller Verve der Porträtfotografie gewidmet. LUZERNER GESICHTER ist eine in den letzten zwei Jahren entstandene Reihe auserlesener Porträts von hiesigen Menschen der mehr, aber auch minder bedeutenden Sorte, Luzerner und Luzernerinnen eben, die man kennt oder auch nicht, die aber für den Fotografen im Prozess des Ablichtens spürbar Aspekte von Einzigartigkeit bekommen haben. Und darin wiederum liegt die ganz besondere Bedeutung dieser Aufnahmen. Hier hört der Vergleich mit Peter Friedli vollends auf, der seine Porträts eher als fotografische Skizzen versteht, flüchtig und irgendwie beiläufig. Ganz anders Wajo Meyer. Seine Porträts sind allesamt liebevoll arrangiert, um nicht zu sagen inszeniert. Zudem legt Meyer grossen Wert auf eine höchst sorgfältige Hervorbringung seiner Prints. Aber was ist seine besondere Intention dabei?

Irgendwann diesen Frühling hatte er telefoniert. Man kannte sich nicht oder allenfalls vom Sehen. Er würde mir gerne seine LUZERNER GESICHTER zeigen, von denen Freunde meinten, sie müssten unbedingt ausgestellt und am besten auch in Buchform zugänglich gemacht werden. Er sei sich da nicht so sicher. Ein Dutzend Fotografien hatte er mir als Laserkopien vorsorglich zukommen lassen, damit ich entscheiden könne, ob es sich lohne, sich etwas näher mit diesen

Porträts auseinander zu setzen. Es lohnt sich mehrfach, vielleicht sogar ganz besonders. Die erste stilistische Geste dieser Bilder erinnerte mich spontan an eine Herangehensweise, wie ich sie aus den 70er und 80er Jahren zu kennen glaube. Das Porträt vom Luzerner Fotografen Georg Anderhub spricht für mich dazu Bände und scheint darum ganz besonders geeignet, als Plakat für die Ausstellung und als Cover fürs Buch zu dienen. In Wajo Meyers Aufnahme schaut Georg Anderhub mit halbem Gesicht zaghaft, aber ganz bestimmt durch den Spalt einer nur leicht geöffneten Türe aus dem Dunkel in einen hellen Raum hinein. Formal ist das Bild von streng vertikal verlaufenden hellen und dunklen Flächen geprägt. Das war die Zeit, in der auch ich mich zunehmend mit Fotografie zu beschäftigen begann. Es war die Zeit des kulturkritischen und gesellschaftlichen Aufbruchs nach 68. Was man tat, tat man mit Respekt vor dem Anderen, mit einem Engagement auch für die Schwächeren in dieser Welt. Worte wie „Solidarität“ oder „Mitmenschlichkeit“ hatten mehr als nur symbolische Bedeutung. Wir hatten politisch eine bessere Welt im Sinn. Und formal war irgendwie noch die klassische Moderne wirksam. Alles Aspekte, die für mich auch in den Arbeiten des Fotografen Georg Anderhub sichtbar Spuren hinterlassen. Im besten Sinn des Wortes war er das Beispiel eines engagierten Fotografen hierzulande, eines Fotografen zudem, der sich dem, was er sich vornahm, immer mit viel Respekt zuwandte. Aber was wiederum soll dies alles mit Wajo Meyers Porträtserie zu tun haben?

Kritische Wachsamkeit gegenüber der Welt und eine grundsätzliche Mitmenschlichkeit sind Eigenschaften, die in jedem der vorliegenden Porträts stilbildend mitschwingen. Meyer hat zwar ein strenges Konzept, indem er sich die vorgestellten Menschen gestalterisch ganz präzise vor die Linse setzt. Dies darf zudem nicht irgendwo passieren. Meyer schafft – mal weniger, mal mehr – örtlich immer einen unabdingbaren Kontext. Er hätte all diese Luzerner sehr wohl auch in ein Studio oder vor den immer gleichen Hintergrund setzen können. Er macht es nicht. Auch das war typisch für die Fotografie der 70er und frühen 80er Jahre. Personen wurden wo immer möglich im Kontext einer behaftbaren Umgebung abgebildet. Oder es gibt einen formalen Dreh, der verstärkend weit über die fotografierte Person hinaus weist. Manchmal ist es eine leise Abweichung vom Gewohnten, die einen erst recht ins Bild zieht.

Da ist zum Beispiel der Metzgermeister, der durchaus standesgemäss hinter der Theke seines Ladens steht, das Hackbeil in der Hand. Irgendetwas irritiert. Da ist weit und breit kein Fleisch. Oder den Organisten der Hofkirche zeigt Meyer natürlich im Umfeld seines Instrumentes. Aber wie er das tut. Die Orgelpfeifen scheinen bedrohlich wie ein Fallbeil über dem Kopf des Musikers zu hängen. Und den Stadtpräsidenten sehen wir in der Zeitung und bei öffentlichen Auftritten doch immer so heiter lachend. Hier in Meyers Bild ist ein angenehmer Hauch von Unsicherheit auf seinem Gesicht und er scheint sich mit zwei Fingern am nahen Tisch in Balance zu halten. Alles herrliche kleine Perspektivenwechsel. Eine Handvoll junger Menschen ist auch unter den Porträtierten. Wie hier die Adoleszenz sichtbar wird, ist schlicht überwältigend. Da kommt mir wieder der Internist in den Sinn. Es hat wohl tatsächlich eine besondere Bewandnis mit den fotografierenden Ärzten.

Allen Fotografien von Wajo Meyer ist eine versöhnliche Geste gemeinsam. Da ist nicht einer, der seinen Protagonisten investigativ auf die Pelle rückt. Ganz im Gegenteil. Mir scheint, als habe sich der Arzt, der sein Leben lang mit den grossen und kleinen Nöten der Menschen beschäftigt war, als Fotograf eine gewisse Sehnsucht nach dem Unversehrten zum Antrieb seines Schaffens gemacht. Mag sein, dass der eine oder die andere der festgehaltenen Luzerner einst als Patient in Wajo Meyers Praxis an der Reuss ein und aus ging. Hier in Meyers fotografischen Arbeiten scheint der analytisch-diagnostische Blick wie verwandelt. Geradezu ganzheitlich, aber vor allem auch intuitiv und hochsensibel scheint er sich seinem Gegenüber zuzuwenden, als suche er hinter der vordergründigen Erscheinung, die wir alle zu Gesicht bekommen, so etwas wie das Wesen, die ganz spezielle Person als das unversehrte Eigene. Auch damit reiht sich Meyer ein in ein Ansinnen, das in der Fotografie nicht unbekannt ist. Diverse Fotografen, die regelmässig als Reporter in Kriegen unterwegs waren, haben irgendwann beschlossen, nie mehr ein Bild der

Zerstörung und des Leids zu machen. Der berühmte Kriegsfotograf Don McCullin fotografiert seit seiner Rückkehr aus Vietnam nur noch Blumen. Und der deutsche Fotograf Ulrich Mack, der als Reporter immer wieder an der Front war, entschied sich nach einem Einsatz im Sechstage-Krieg in Israel, er werde künftig von Menschen nur noch Bilder festhalten, mit denen sie einverstanden sind. Seither macht er seine Porträts ausschliesslich mit einer Fachkamera von Polaroid in Schwarzweiss. „Das hat den Vorteil“, sagt Mack, „dass ich den Porträtierten das Bild gleich zeigen kann. Wenn es ihnen gefällt, ist es recht so. Und sonst mache ich ein anderes. Was nicht passt, wird zerrissen.“

Der Vergleich mag an den Haaren herbei gezogen sein. In Zeiten der digitalen Fotografie ist durch willkürliche Manipulation aber nicht nur die Unversehrtheit der porträtierten Menschen in Gefahr, auch die Fotografie als Medium scheint ethisch zur Disposition zu stehen. Es gibt in Zukunft keinen verlässlichen Bildträger mehr, der die echte Zeugenschaft einer Fotografie belegt. Auch darum sind die LUZERNER GESICHTER von Wajo Meyer so bemerkenswert. Auf redliche Weise nehmen sie das Medium der Fotografie ethisch noch einmal in die Pflicht. Im Angesicht der Unversehrtheit - gewissermassen.